

Literatur des Auslandes.

N^o 143.

Berlin, Freitag den 29. November

1833.

Frankreich.

Ueber Scribe's neuestes Drama „Bertrand und Raton“.

Die entschiedensten Bewunderer des Herrn Scribe haben zuweilen bedauert, daß ein so ausgezeichnetes dramatisches Talent sich in dem beschränkten Kreis des Vaudeville's gleichsam in Scheidemünze zersplitterte. Aber die Vaudeville's des Herrn Scribe verhalten sich zu fünftaktigen Dramen, wie ein Genre-Bild zu einem großen historischen Gemälde; die Genre-Bilder eines großen Meisters gehören auch der Kunst an, und wir kennen Leute, welche den *Mazarin* oder den *Nichellen* des Herrn Paul Delaroche seiner *Elisabeth* und seiner *Johanna d'Arc* vorziehen. Man muß daher hier Herrn Scribe nicht mit sich selbst und nicht etwa *Bertrand* und *Raton* mit seinen Vaudeville's vergleichen. Wenn man aber dieses Drama dem größten Theil derer zur Seite stellt, welche wir seit einiger Zeit auf dem Theatre Français gesehen haben, so muß man sagen: Hier ist endlich ein Werk, welches der Aufmerksamkeit der Kritik würdig ist; hier ist der Ton der wahren Komödie; hier ist Kraft ohne Uebertreibung; hier ist Geist und Geschmack. Und weil es Herr Scribe ist, dem wir die Rückkehr aller dieser Vorzüge verdanken, so ist es billig, ihm einige Sünden und unter Anderem auch: „Zehn Jahre aus dem Leben einer Frau“ zu vergeben.

Das Drama *Bertrand und Raton* hat eine politische Intrigue zum Stoff, und in dieser Beziehung bleibt es etwas hinter dem Meisterwerk des Herrn Lemercier zurück. Wenn man aber mit Recht den Charakter des *Pinto* bewundert hat, so muß man einräumen, daß der Charakter des Grafen *Bertrand von Rankau* nicht weniger ausgezeichnet ist, und daß es weit schwieriger war, die Scene fünf Akte hindurch mit einer schlauen Person zu beleben, die gegen Freund wie gegen Feind beständig auf ihrer Hut ist, als mit einem so hitzigen Verschwörer wie *Pinto*, dessen Enthusiasmus jeden Augenblick loszubrechen droht. Dieser Charakter des *Rankau* ist mit ausgezeichneter Kunst angelegt und entwickelt; es ist das Portrait eines Meisters, in welchem die Vollendung der Details noch die Wirkung des Ganzen erhöht. Wir machen gleich von Hause aus auf denselben aufmerksam, weil er für uns das ganze Stück ist.

Ein Roman, der viel Glück macht, und noch kürzlich ein Melodrama haben das Theater-Publikum mit den Namen *Streuensee's*, des Königs *Christian VII.* und der Königin *Mathilde* bekannt gemacht. Weder der König, noch *Mathilde*, noch *Streuensee* erscheinen indessen in *Bertrand und Raton*; aber an das dramatischste Ereigniß ihrer Geschichte knüpft sich der ganze Faden der Intrigue. In den ersten Scenen hat Herr Scribe gezeigt die respektive Stellung der verschiedenen Ehrgeizigen zu erklären gewußt, welche sich um *Streuensee* bewegen, die Einen, um seinen Fall zu beschleunigen, die Anderen, um ihr Glück an das seinige zu knüpfen. Es ist einerseits die Königin *Marie Juliane*, welche, ohne es besonders zu verbergen, danach strebt, die souveräne Gewalt über einen König wieder zu erlangen, der durch seine früheren Ausschweifungen zu entmachtet ist, um etwas Anderes als das Spielwerk in der Hand Anderer zu seyn; es ist ferner ein außer Aktivität gesetzter Offizier, der Oberst *Gobler*, der sich bemüht, der Verschwörung die Dienste zu verkaufen, die von der Regierung zurückgewiesen worden sind, wobei er sich stillschweigend vorbehält, die Verschwörung zu verrathen, wenn die Rückkehr zur früheren Färbung ihm mehr Vortheil verspricht; — es ist endlich der Graf *Bertrand von Rankau*, ein alter Hofmann, dessen ganz diplomatischer Ehrgeiz nur immer ein sicheres Spiel spielen will, der alle Chancen berechnet, seinen geringsten Worten einen Doppelsinn giebt, der das Geheimniß Anderer zu erforschen weiß, aber das seinige niemals verräth, nur Andere der Gefahr aussetzt und nur für sich arbeitet. Eine Verschwörung ist für den Grafen ein Spiel, welches seine Regeln hat, wie eine Partie Schach. Einem solchem Politiker sind alle Instrumente recht, und die am wenigsten intelligenten sind ihm die liebsten. Auch weiß er bald den mißvergnügten Oberst und die verwittwete Königin von sich abhängig zu machen, ohne daß Beide noch wissen, ob sie auf ihn rechnen dürfen. Ein zufälliges Zusammentreffen gestattet ihm endlich noch, die abgeschmackte Eitelkeit eines Seidenhändlers, der die Krankheit hat, den Staatsmann spielen zu wollen, für seine Zwecke zu gewinnen, und der geschickte Diplomat weiß sogar der blinden Verzeihung eines zwanzigjährigen Verliebten, des Sohnes eben jenes Kaufmanns, der die Tochter eines vornehmen Herrn liebt und von einem Nebenbuhler beleidigt worden ist, der ihm seines bürgerlichen Standes wegen

Genugthuung verweigert, eine Rolle anzuweisen. Königin, Oberst, abgeschmackter Bürger, sprudelnder Bischof sind nur Springfedern für den Grafen von *Rankau*, der sie sämmtlich für seine Pläne zu vereinigen und zu benutzen weiß. So überredet er die verwittwete Königin, daß ihr kein anderes Mittel mehr bleibt als die Kühnheit; den Obersten, daß der Umsturz der Regierung ihm den Generals-Titel verschaffen wird, und den Kaufmann, daß er, in seiner Freiheit bedroht, das Volk zusammenrotten müsse; dem Sohn endlich verspricht er eine Lieutenants-Stelle, wodurch er sich die unbedingte Hingebung des jungen Verliebten sichert.

Andererseits sehen wir, um diesen verschlagenen Verschwörer zu bekämpfen, nur einen seiner Kollegen im Ministerium, der um so weniger auf seiner Hut gegen *Rankau* ist, als er sich selbst damit beschäftigt, ihn zu stürzen, und ihn ganz zu täuschen glaubt. Ein kurzschichtiger Politiker ohne Menschenkenntniß, von den Ereignissen beherrscht und einem kleinlichen Ehrgeiz sehnend, will der Graf von *Falkenried* sich durch Familien-Verbindungen vergrößern und befestigen, indem er seine Tochter mit dem Baron von *Koller* zu vermählen sucht, einem jungen Stutzer, der bis jetzt noch kein anderes Talent als das eines guten Tänzers gezeigt hat, den er aber zuerst in den Rath und dann in das Ministerium an *Rankau's* Stelle zu bringen hofft. Seine Tochter hat diesen Liebhaber besser beurtheilt; allerdings hatte sie auch schon dem vormaligen Secretair ihres Vaters, *Erich Bürgerstass*, dem Sohn des Seidenhändlers, dessen Verdienst in den Augen der Tochter ihm die Ungnade des Vaters verzogen hatte, den Vorzug gegeben. Der Vergleich fiel in allen Punkten vortheilhaft für *Erich* aus. Der Baron ist nicht allein ein Narr, ein Geck, der Verstand zu haben glaubt und es laut ausspricht, sondern auch ein Feigling. Der Kontrast ist sogar in dramatischer Hinsicht zu stark. Nicht als ob es nicht in der Klasse, zu der der Baron gehört, wie in allen anderen Klassen, so nichtige Leute gäbe; aber man hat damit auf dem Theater zu viel Mißbrauch getrieben, und es ist in der That schon etwas Abgeschmacktes geworden, einen jungen interessanten Bürgerlichen einem gekackhaften und feigen *Marquis* gegenüber zu stellen.

Die beiden ersten Akte setzen alle jene Charaktere in's Licht; der erste bereitet zu gleicher Zeit die Handlung vor, welche im zweiten beginnt. Vor dem Hofe werden wir in den Laden des Herrn *Raton Bürgerstass* geführt. Wir machen hier die Bekanntschaft zweier neuer Personen; zuerst die der *Madame Bürgerstass*, einer Frau von gesundem Verstande, die nur den Ehrgeiz ihres Standes hat und die Unbesonnenheiten und das Geschwätz ihres Gatten keinesweges billigt; übrigens eine gute Gattin und zärtliche Mutter, die mit Besorgniß bemerkt hat, daß ihr Sohn nicht glücklich ist, und die ihm über seinen Kummer sanfte Vorwürfe macht. Dann kommt *Jan*, der Laddienner, ein sehr komischer Typus jener jungen unruhigen Köpfe ohne Bosheit, die den Lärm auf der Straße wie ein Schauspiel lieben, an einer Emeute wie an einer Lustpartie Theil nehmen, und eine Revolution hervorbringen helfen, ohne es zu ahnen. *Jan* reißt sich heute vor Freuden die Hände: er hat lebhaft Gruppen in den Straßen und auf den Plätzen gesehen; er hat aufreißerische Reden gehört; er weiß zwar nicht recht, in welchem Sinne, aber sein Instinkt als Lärmmacher sagt ihm, daß es einige Unruhen geben, und daß man wenigstens die Läden schließen wird. *Madame Bürgerstass* im Gegentheil erschrickt über alle jene Anzeichen des Tumultes; und da der Graf von *Rankau* dem jungen *Erich* freundlicherweise die Nachricht mitgetheilt hat, daß es auf die Freiheit seines Vaters, gegen den er indirekterweise selbst den Verdacht der Behörde rege gemacht, abgesehen sey, so bestimmt man den leichtgläubigen Kaufmann, die Flucht zu ergreifen und sich, von dem treuen *Jan* begleitet, bei einem Freunde zu verbergen.

Unterweges begegnen dem Herrn *Raton* zwei Polizei-Agenten, die ihn höflich ersuchen, sich mit ihnen zu dem Richter zu begeben. Herr *Raton* war geneigt, diesem mit so vielem Anstande erteilten Befehl Folge zu leisten; aber nicht so *Jan*, der anfängt zu rufen: „Zu Hülfe, zu Hülfe! Man verhaftet meinen Herrn! Man will ihn ins Gefängniß werfen!“ Das Volk rotter sich zusammen; das Alarm-Geschrei läuft von Viertel zu Viertel, und mit einem Male ist Herr *Raton* ein Märtyrer, dann Held des Volkes und dann sein Anführer; denn man befreit ihn, man führt ihn nach seinem Hause zurück, inmitten eines Tumultes, der alles beschimpft, was wie ein Vornehmer aussieht. Dieser Zustand hat das Fräulein von *Falkenried*, die Tochter des Ministers, gezwungen, sich in den Laden des Herrn *Raton* zu flüchten, und *Erich* erscheint gerade im rechten Augenblick, um

ste gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Herr Raton, bei sich zu Hause angelangt, fügt sich willig in seine neue Würde; er wird sich sogar, wie er versichert, bescheiden zu der Huldbigung hingeben, welche das Volk ihm zu bereiten beabsichtigt.

Während man zu dieser Feierlichkeit Anstalten trifft, geruht Herr Raton in seinem Hause den Grafen von Rankau zu bemerken, der gekommen ist, um Erich das Lieutenants-Patent zu bringen, das er ihm am Morgen versprochen hat. Herr Raton geruht auch die junge Gräfin unter seinen Schutz zu nehmen und trägt seinem Sohne auf, sie nach Hause zu geleiten. Als sich Alles entfernt hat, zeigt sich Herr Raton sehr geschäftig und bittet den Grafen, der noch 15 Ellen Sammt zu haben wünscht, sich dieselben im Laden abschneiden zu lassen, da er nur gerade noch Zeit habe, sich mit den Vorbereitungen zu einem Mahle zu beschäftigen, das er seinen Freunden geben wolle. Seine erste Sorge besteht darin, einige Flaschen alten Weins aus einem Keller zu holen, der mit einer sehr schweren Thür versehen ist, zu der er und seine Frau allein den Schlüssel besitzen. Er öffnet dieselbe und steigt hinab. Aber der Graf, der den Tumult von neuem anzufachen wünscht, schießt die Thüre hinter dem armen Kaufmann; und als man kommt, um ihn zum Triumphe abzuholen, ist er nicht zu finden. Sogleich verbreitet sich das Gerücht, daß der Hof ihn habe gefangen nehmen lassen. „Zu den Waffen! Verrath!“ Neuer Aufstand, bis man Herrn Raton gefunden hat.

Der neue Tumult ist gedämpft. Die Minister atmen wieder. Aber man hat unter den Unruhbestiftern zwei Emisäre der verwitweten Königin ergriffen. Man wird sie verhören, sie können plaudern, und der Oberst Gohler, der sich gefährdet glaubt, beeilt sich, das Prävenire zu spielen, indem er dem Minister-Rathe die ganze Verschwörung entdeckt, deren Haupt-Agent er selbst ist. Gerade an dem Abend wollte man alle Minister verhaften, die bei ihrem Kollegen, dem Grafen Falkenried, zu einem Diner versammelt waren. Der Oberst wird zur Belohnung seiner Entdeckung zum Befehlshaber der Garde ernannt; und man kommt überein, daß, um Beweise gegen die Verschwörer in Händen zu haben und um sich der Berwegensien zu bemächtigen, ein Anfang der Ausführung abgewartet werden soll. Rankau beeilt sich, diese List zu vereiteln, indem er den Häuptern der Verschwörung anzeigen läßt, daß sie entdeckt seyen.

Mittlerweile glaubt sich Erich, stolz auf seine Epaulettes, vornehm genug, um sich mit seinem Nebenbuhler schlagen zu können; und als der Baron mit Beantwortung der Herausforderung zögert, sucht Erich ihn selbst in dem Hause des Ministers auf. Er begegnet daselbst der jungen Gräfin, und es findet eine pathetische Erklärung zwischen ihnen statt. Als Erich sich entfernen will, sieht er zu seinem Schrecken, daß das Hotel mit Soldaten umstellt ist; er hat keinen anderen Zufluchtsort, als das Zimmer der jungen Gräfin, und verbirgt sich daselbst. Man glaubt aber einem Verschwörer auf der Spur zu seyn, man durchsucht das Zimmer der Gräfin, wie alle übrigen. Erich tritt darauf hervor, und um die Ehre der Geliebten zu schonen, giebt er sich für einen Verschwörer aus. Man stellt ihn vor Gericht, und er wird verurtheilt, binnen 24 Stunden erschossen zu werden. Auch diesen Umstand benützt Rankau noch. Die Verschwörung ist eingestanden, weil einer der Mitverschworenen in Folge seiner eigenen Aussagen verurtheilt worden ist; die verwitwete Königin muß daher der sie erwartenden Gefangenschaft vorbeugen. Erich gehört zum Volke. Das Volk ist aufgestanden, um dem Vater die Freiheit zu geben, es wird auch aufstehen, um dem Sohne das Leben zu retten, um so mehr, als die Gerichtshöfe des Königreiches vergebens den Angeklagten reklamirt hatten, der ungeschickliche Weise ihrer Gerichtsbarkeit entzogen war. Der Graf von Rankau findet endlich noch eine günstige Gelegenheit zur populären Opposition, indem er sich das Verdienst einer freiwilligen Abdantung in dem Augenblicke giebt, wo die Ordonnanz zu seiner Entlassung unterzeichnet werden sollte. Die Unzufriedenen sind so zahlreich, daß eine Empörung dieses Mal von allen Seiten Unterstützung zu hoffen hat. Während die Minister und die Königin Mathilde, durch die Entdeckung der Verschwörung sicher gemacht, sich mit den Vorbereitungen zu einem Balle beschäftigen, begiebt sich die verwitwete Königin zu dem unglücklichen Christian, dessen Schwäche ihn immer dem Einflusse dessen überliefert, der zuletzt mit ihm spricht. Sie erhält von ihm die Unterzeichnung eines Befehls zur Verhaftung der Königin und Struensee's. Aber wer wird diesen Befehl ausführen, da Gohler, jetzt mit den Ministern einverstanden, es übernommen hat, Marie-Juliane zu verhaften? „Gohler selbst wird es thun“, sagt Rankau, „ich werde ihn dazu zu zwingen wissen.“ In der That besitzt die verwitwete Königin schriftliche Beweise seines früheren Einverständnisses mit ihrer Partei. „Oberst“, sagt ihm Rankau, indem er ihm jene Papiere zeigt, „wählen Sie zwischen den Befehlen des Königs und denen Struensee's! Aber wenn Struensee siegt, so sehen Sie hier Stoff genug, um Ihnen morgen alles Verdienst Ihrer heutigen Anstrengungen zu rauben.“ Gohler schwankt nicht länger.

Der Ball bei Hofe findet statt; der Graf von Falkenried und seine Tochter sind die ersten, die ihn verlassen. Der Graf entfernt sich, um eine dringende Arbeit zu beendigen. Louise bleibt allein; und man führt nun eine Frau bei ihr ein, die auf ihre Rückkunft gewartet hat; es ist Madame Bürgerstass. Ihr Mann ist damit beschäftigt, das Volk zum Aufstande zu reizen; aber die Stunde drängt, und die Mutter Erich's kommt, um sich der Tochter des Ministers zu Füßen zu werfen und sie zu bitten, wenigstens einen Aufschub für den Verurtheilten zu erwirken. Louise wußte es nicht, daß die Hinrichtung dem Urtheilspruche so schnell folgen sollte. Sie wird Erich retten, und sollte auch ihre Ehre der Preis seyn. Sie schreibt an die Königin, um ihr in Bezug auf den angeblichen Verschwörer die Wahrheit zu entdecken. Ihr Vater überrascht sie, entreißt ihr den Brief, und während eines heizjerraisenden Kampfes zwischen der

Verzweiflung der Tochter und dem unbeugsamen Egoismus des Vaters bricht der Tag an. Man hört das Wirbeln der Trommeln — es ist das Zeichen zur Hinrichtung.

Aber plötzlich erhebt sich verworrenes Rufen, tumultuarisches Geschrei. Der Baron Koller stürzt im Ball-Anzuge herein. Was geht vor? Die außerordentlichsten Ereignisse, die er beständig mit einer komischen Mischung von Geckenhaftigkeit und Furcht für unmöglich erklärt. Es ist nichts Geringeres als die Verhaftung der Königin Mathilde und Struensee's, eine ganze Revolution. Bald darauf erscheint der Graf von Rankau und versichert, daß Alles nur zu wahr sey. Der Baron von Koller, der seit einigen Stunden an seine Stelle in das Conseil getreten ist, hat während der Dauer seines Ministeriums gerade nur Zeit gehabt, eine Menuett zu tanzen. Der tausendarmige Verschwörer, das Volk, bemächtigt sich schon des Palastes, und mit dem Volke sind Erich und Herr Raton; Erich, der gekämpft hat, aber nur an seine Louise denkt; Herr Raton, dessen Ehrgeiz als Anführer des Volks keine Grenzen mehr kennt. Rube! Es erscheint eine Proclamation im Namen des Königs. Se. Majestät werden ohne Zweifel die Dienste ihrer getreuen Unterthanen anerkennen. Herr Raton wird selbst beauftragt, dem Volke die Gnaden-Verleihungen vorzulesen. Erster Artikel: Der Graf von Rankau wird zum Premier-Minister ernannt. Zweiter Artikel: Herr Raton Bürgerstass wird — zum Hof-Lieferanten der Königin-Regentin ernannt. Herr Raton, etwas verstümmt, gesteht seiner Frau, daß er gerade die Kasanien aus dem Feuer geholt habe. Herr Raton, der Anführer des Volks, hat bei dem Ereigniß eher verloren als gewonnen; er hat großmüthigerweise Geld aus seiner Kasse vertheilt, und Niemand denkt daran, es ihm wiederzuerstatten; er lieferte früher den beiden Königinnen Stoffe; jetzt ist die eine Königin entbrannt, also ein Kunde weniger. So endigen die Revolutionen. Das ist die Moral des Stückes und eine indirekte Lehre, welche vom Publikum sehr heiter aufgenommen wurde, obgleich es dabei theilhaftig ist.

Der Erfolg der neuen Komödie ist ein literarischer und ein pecuniärer Erfolg, der von guter Vorbedeutung für die dramatische Literatur ist. (Revue de Paris. *)

Bibliographie.

- Marguerite, ou la puissance des affections domestiques. (Die Macht der Familientiebe.) Moralische Episode aus dem 16ten Jahrhundert, von Madame Julie Delafaye-Brechier. 2 Bde. Le réformateur du mauvais langage. (Der Verbesserer des schlechten Ausdrucks.) Enthält ungefähr 6000 fehlerhafte und verbesserte Redensarten. Vom Abbé Delwart. Pr. 1 Kr. Sednes de l'enfance. (Scenen der Kindheit.) Von Madame Virginie C. . . Une séance de l'Agora. (Demosthenes auf der Rednerbühne.) Von Stievenart.

E n g l a n d.

Excursions in New South Wales etc. (Streifzüge durch Neu-Süd-Wales, West-Australien und Van Diemens Land in den Jahren 1830 bis 1833.) Vom Lieutenant Breton. London, 1833.

Die neuen Werke über den fünften Welttheil drängen sich in England; wir haben kürzlich erst über mehrere derselben berichtet, aber ein einziges praktisches Werk über die Verbrecher-Kolonien, wie das vorliegende, scheint für Europa mehr Werth zu haben, als tausend phantastische Schilderungen. Man wandert aus unserem Welttheile nicht zum Vergnügen aus, sondern aus trauriger Nothwendigkeit und in der Hoffnung, einem besseren Schicksal entgegenzugehen. Das beste Buch ist daher ein solches, das am meisten belehrt und nützt und so kurz als möglich gefaßt ist. Der größte Fehler von Werken dieser Art besteht meistens darin, daß die Verfasser gewöhnlich ihr Talent auf Kosten der Wahrheit glänzen lassen wollen, und daß es ihnen darum zu thun ist, den Gegenstand ihrer Darstellungen so reizend als möglich zu schildern. Lieutenant Breton läßt sich diesen Fehler nicht zu Schulden kommen; er ist ein verständiger Mann, der nur die Absicht hat, den wirklichen Zustand der von ihm besuchten Orte genau und bündig zu beschreiben. Er hat sein Unternehmen auf eine Weise ausgeführt, die ihn des Vertrauens und Dankes aller bei den Auswanderungen interessirter Personen werth macht.

Lieutenant Breton beginnt sehr zweckmäßig damit, seine Leser vor den bisher verbreiteten Berichten über die Kolonien zu warnen, indem er bemerkt, daß die meisten davon Erwartungen zu erregen geeignet sind, die ohne ganz außerordentlich glückliche Zufälle sich unmöglich verwirklichen können. In der That sollte man eine Reise von 16,000 Meilen, die gewöhnlich 4 Monate dauert, nicht so leicht hin unternehmen, und die Auswandernden können nicht genugsam darauf bedacht seyn, sich vorher aufs genaueste von Allem zu unterrichten, ehe sie einen Schritt thun, der über das Glück oder Unglück ihres ganzen künftigen Lebens entscheidet.

Zuvörderst sollten die Auswandernden ihr Reisegeld so lange in der Tasche behalten, bis das Schiff, mit dem sie in See gehen wollen, wirklich segelfertig ist; denn die Agenten sind oftmals so gewissenlose Leute, daß sie die Reisenden bloß um des Passagiergeldes willen verführen. Ihr Charakter kommt allmählig immer mehr an den Tag, und hoffentlich werden spätere Reisende durch die Erfahrung klüger gemacht werden. Lieutenant Breton erwähnt eines Falles, wo eine

*) Dasselbe Französische Journal macht auf das Trauerspiel „Struensee“ von Michael Beer aufmerksam, mit welchem das neue Lustspiel einige Ähnlichkeit habe, überträgt es jedoch dem Publikum, einen näheren Vergleich selbst anzustellen.

Familie auf solche Weise durch die Vorspiegelungen eines Agenten verleitet wurde, sich von Aberdeen nach London zu begeben, in welcher Stadt sie, nachdem das Ueberfahrtsgehalt schon bezahlt war, noch 3 Monate aufgehalten wurde. Der Betrag des Passagiergeldes ist verschieden, doch wird es im Durchschnitt auf 80 bis 90 Pfund für die Kajüte, 40 bis 50 Pfund für die hintere abgeforderte Kajüte und 20 bis 30 Pfund für den Raum am Steuerruder angegeben. Das Frachtlohn für das Gepäck beläuft sich auf 2 Pfund 15 Schilling bis 3 Pfund auf die Tonne. Dann wird dem Auswandernden anempfohlen, sich über das Ansehen und die Verantwortlichkeit desjenigen, der das Schiff befehligt, zu vergewissern, da sich sehr häufig Streitigkeiten in Bezug auf das Fuhrlohn u. dgl. erheben, die zu manchen Unannehmlichkeiten und Beschwerden führen. Die Reise ist im Allgemeinen mild und ruhig; in dieser Hinsicht ist wenig Gefahr zu befürchten. Unser Autor reiste zweimal nach Neu-Holland und hatte auch nicht den geringsten Sturm zu bestehen. Er giebt in seinem Buche den Auswanderern sehr nützliche Anweisungen darüber, was sie vorzüglich mitnehmen sollen, und empfiehlt zu diesem Zweck namentlich Pflanzen und Saamen. Die Pflanzen können bei der Landung in dem botanischen Garten abgegeben werden, bis man sich einen festen Wohnort gewählt hat, in welchem Fall dann der Director desselben den Ausgewanderten zu jeder Zeit mit dem Nöthigen versehen wird. Auch soll man Möbel von Hause mitnehmen; und einige Singvögel wären auch nicht zu verschmähen, um das graufige Schweigen zu unterbrechen, das so oft in den unermeßlichen Wäldern von Neu-Holland und Van Diemens Land herrscht. Diese geringfügigen Kleinigkeiten, die vielleicht als unbedeutend erscheinen, gehören doch wesentlich dazu, das Wohl der Auswandernden zu begründen.

Bevor sich der Ausgewanderte über einen Ansiedlungsort entscheidet, sollte er mindestens zwei Monate der Untersuchung des Kolonialgebiets widmen, während dieser Zeit in der Anknüpfung von Bekanntschaften sehr behutsam zu Werke gehen und den Berichten, die man ihm über die verschiedenen Bezirke erstattet, nicht zu leichtgläubig trauen. Kurz, er muß selbst urtheilen und sich überall thätig und vorsichtig benehmen. Er muß so bald als möglich unter Dach und Fach zu kommen suchen, denn in den Gasthöfen ist es fürchterlich theuer zu wohnen; sobald er sich daher mit der nöthigen Kleidung, ein Paar Kenguruh-Hunden und verschiedenen anderen nützlichen Artikeln versehen hat, mag er nur so schnell als möglich nach dem Innern des Landes ziehen. Wenn er die große Strafe verläßt, kann er in den Häusern der Kolonisten eintreten und wird überall einen herzlichen Empfang finden. In Betreff anderer Lokalitäten, die der Auswanderer nothwendigerweise kennen muß, die aber für uns kein Interesse haben würden, verweisen wir auf das Buch selbst. Man wird der Mühe, die sich Lieutenant Breton giebt, um die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Bezirke auseinanderzusetzen und dem Pächter den zu verfolgenden Weg vorzuzeichnen, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber das, was in praktischer Hinsicht der gediegenste Theil des Wertes ist, kann in einer so allgemeinen Anzeige, wie die, auf welche wir uns hier beschränken müssen, am wenigsten die angemessene Würdigung finden.

Die Unparteilichkeit des Lieutenant Breton in Bezug auf die Auswanderungs-Angelegenheit ist sehr nachahmenswerth. Er ist ein Sammler von Thatfachen, und während er einerseits die Leute daheim nicht gern durch falsche und überspannte Berichte von dem Paradies Neu-Holland irre leiten möchte, ist er andererseits auch bemüht, zu zeigen, daß die Täuschung mancher Ausgewanderten aus der Reizbarkeit und Unzufriedenheit ihres Temperaments hervorging. Wenn auch die Hügel nicht ganz so grün sind, als sie gemalt werden, so sind sie doch auch nicht ganz faul.

„Wenn man auch zugiebt“, sagt der Verfasser, „daß diejenigen Personen Vorwürfe verdienen, welche durch ihre Schilderungen von West-Australien das Publikum irre führen, so muß man doch die Leute tadeln, die bei ihrer Ankunft daselbst finden, daß die Wirklichkeit ihren Erwartungen nicht entspricht, und nun mißmüthig werden und an dem Gelingen ihrer Pläne für immer verzweifeln. Manche hatten England mit den träumerischen Vorstellungen verlassen, die man sich nur denken kann, und als sie nun ihre Lustschlösser wenige Stunden nach der Landung zerfließen sahen, kehrten sie mißmüthig dem Detten Rücken, klagten bitter über betrogene Hoffnungen und suchten ihren Aerger dadurch zu stillen, daß sie sich bemühten, das Land noch viel schlimmer zu schildern, als es wirklich ist. Der Eine hatte in allem Ernst gedacht, er werde mit einer Koppel Hunde auf die Fuchsjagd gehen können; ein Anderer hatte sich eingeildet, einen Hahnentkampf veranstalten zu können, und dergleichen kleinliche Projekte waren wohl nicht die einzigen Utopischen Pläne, die in dem Gehirn aller der phantastischen Träumer ausgebrütet wurden, welche glaubten, die Terra Australis incognita unserer Vorfahren würde zum Eldorado ihrer Nachkommen werden.“

Mit welcher Vorsicht die Nachrichten aus den Kolonien aufgenommen werden müssen, geht aus dem merkwürdigen Umstande hervor, daß, als Lieutenant Breton sich in Neu-Süd-Wales befand, von überall her die Nachricht einging, die Kolonisten am Schwanensflusse litten die größte Hängersnoth; und um dieselbe Zeit las er einen Brief von einem derselben, worin dieser meldete, daß sie Alles bis auf Fisch-Sauce im Ueberfluß hätten! Es scheint, daß die Leute, welche dergleichen verkehrte Berichte anfertigen, das Ganze nach einem Theil beurtheilen, und weil ein besonderer Fleck, auf dem sie sich gerade befinden, ein gewisses Aussehen darbietet, so halten sie es für angemessen, daß die übrige Niederlassung in gerade eben solchem Zustande seyn muß. Dies ist für jeden dabei Theilhabenden äußerst unangenehm; und wir, die wir keinen anderen Maßstab für unser Urtheil haben, sind oft den größten Irrthümern ausgesetzt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Principles of political economy. (Grundsätze der Staatswirtschaft.) Von G. P. Scrope. Pr. 7 Sh.
 The bard of the sea-kings. (Der Barde der Seekönige.) Eine Sage des Kingley-Bales, von E. L. Montagu. Pr. 4 Sh.
 Lives of eminent persons. (Leben ausgezeichneter Personen.) Pr. 10 Sh.
 Memoirs of the Rev. J. D. Jaenicke. (Denkwürdigkeiten des Predigers Jänicke, eines Mitarbeiters des Missionairs Schwarz.) Pr. 3½ Sh.

M o r g e n l ä n d i s c h e s.

Die Einrichtung Türkischer Bäder.

(Aus dem Moniteur Ottoman.)

Vor Allem laßt uns sehen, was man im Europäischen Decident unter einem Dampfbade versteht; die Vergleichung wird sich von selbst ergeben. *)

Bis auf die neuesten Zeiten wurde der Patient, dem dieses Heilmittel, das reichlichen Schweiß erzeugen soll, vorgeschrieben war, in einen großen Behälter eingeschlossen, der ungefähr die Form einer durch zwei hölzerne Halbdübel verwahrten Badewanne hatte. In diesen wunderlichen Kerker bis an den Hals eingemauert, behielt der Kranke nur den freien Gebrauch seines Kopfes, welcher, weil doch das Athemholen nothwendig war, die Probe nicht mitmachte, die der übrige Körper bestehen mußte. Ein Kohlenbecken, vermittelt einer Klappe, die man gleich wieder schloß, in die Wanne geschoben, enthielt Schwefel, dessen Dampf eine Atmosphäre erzeugte, die bisweilen heiß genug war, um den Schweiß hervorzutreiben. Allein obgleich man die Maschine so hermetisch als möglich verschloß, drang doch immer wenigstens Etwas von dem Dampfe durch die Ritzen und erstickte sogar den Kranken zuweilen. Man sperrte Einen von unseren Morgenländern eine oder zwei Stunden in diese Büchse, so wird er sich trotz aller Vorstellungen zu einer ganz neumodischen Art von Strafe verurtheilt glauben und seine Seele Gott empfehlen.

Ihr Alle, unschuldige Opfer der Medizin, Ihr von den Erfindungen des langsam wirkenden Genies der Aerzte langsam Gefolterten! wenn die Macht eines wohlthätigen Dampfes nothwendig ist, um das Uebel, das an Euch zehrt, aus dem Körper zu treiben: o so eilt hierher! Laßt uns zusammen in diese geräumigen Amphitheater gehen, wo Ihr gemächlich athmen könnt, wo Eure Glieder sich frei ausstrecken dürfen und bald wieder ihre Geschmeidigkeit erlangen werden; hier ist ein solches, tretet ein!

Das Gebäude — denn es verdient diesen Namen — ist aus Quadersteinen errichtet und so massiv, daß es dem Zahne der Zeit Trotz bietet. Wirklich sind Bäder, die vor vier oder fünf Jahrhunderten erbaut worden, noch unbeschädigt und aufs Beste erhalten. Ihr seht jetzt, wie in den ersten Tagen der Vollendung des Baues, ein Volk sich hineindrängen, dem das Bad von jeder ein Born der Freude wie der Gesundheit gewesen ist. Das ganze Gebäude ist gewölbt und die Kuppel desselben mit Linsengläsern versehen, die ein herrliches Licht ins Innere fallen lassen, ohne der Luft Zugang zu erlauben, deren plötzliches Eindringen den Badenden schädlich seyn könnte.

Der erste Saal wird nicht geheizt; er ist eine Art Säulengang, von einer kreisförmigen Estrade umgeben, an welcher leichte durchbrochene Schranken, aus kleinen hölzernen Säulen bestehend und von einer Distanz zur anderen aufgestellt, die Plätze bezeichnen und trennen. Hier kleidet sich der Badende an und aus. Sobald er die Kleider abgelegt hat, windet ihm einer der zahlreichen Aufwärter ein großes blaugewürfeltes Tuch um die Mitte des Leibes, wirft ihm eine große Serviette von elastischem Faden, die wellenartige Falten schlägt, über die Schultern und eine andere dergleichen über den Kopf. Diese Stoffe sind Produkte einheimischer Industrie und zu dem verschiedenen Gebrauche, den man von ihnen macht, wunderbar geeignet. Da die Platten alle aus Marmor und die zwei Zoll hohen Sockel aus weißem Holze sind, kommt der Fuß in gar keine Berührung mit dem Steinpflaster. Ein Händeklappen, in der Türkei das einzige Zeichen, womit man die Dienerschaft aufmerksam macht, kündigt den Leuten im Innern an, daß ein neuer Besucher naht. Die Pforte öffnet sich; ein Frotteur-Bursche, ein jedes Winks gewärtiger dienstbarer Geist, nimmt gleich Deine Person in Empfang und verläßt Dich nicht eher, als bis Du wieder abziehst. In der Vorhalle, die wir zunächst betreten, läßt sich schon etwas Hitze verspüren; man bedeutet dem Gaste, hier einige Augenblicke zu verweilen, damit er sich allmählig auf die Einwirkung einer Atmosphäre von vierzig Grad, die ihn bald umhüllen wird, vorbereite. Die lange Türkische Pfeife und ein Täschchen Kaffee füllen die Zeit dieser ersten Station aus.

Jetzt kommen wir in das Heiligthum des Tempels, eine große, achteckige Rotunde, in welche Ströme von Tageslicht durch die Zinnen der Kuppel, einer leichten, durchbrochenen, und dennoch unerschütterlich festen Masse, dringen. In der Rotunde sind Zellen angebracht, in die ein Jeder sich zurückziehen kann, um daselbst seine Abwaschung zu verrichten, oder unbeobachtet irgend eine besondere ärztliche Vorschrift auszuführen. Der Badende spaziert frei herum, er geht auf geheizten Platten; von allen Seiten umgiebt ihn eine mächtige Hitze, sie dringt durch seine offenen Poren und läßt ihn vor Schweiß triefen. Ueberall sprudelt ihm das heiße oder kalte Wasser, dessen er bedürftig ist, aus Fontainen entgegen.

In der Mitte dieses Raumes befindet sich eine zwei Fuß hohe Grundmauer, mit wohlgefügteten glatten Steinen gepflastert. Hier

*) Die seit mehreren Jahren, namentlich in Deutschland, sehr verbreiteten sogenannten Russischen Bäder hat der Verfasser, der seit längerer Zeit im Orient lebt, noch nicht gekannt.

wirken der darunter befindliche Ofen und der Kessel, den er zum Sieden bringt, mit der meisten Intensität. Der Badende überläßt sich, auf diese Plattform hingestreckt, den Händen des Frotteurs, welcher seine Gliedmaßen mit einem zugleich kräftigen und wohlthuenenden Griff austreckt und alle Gelenke mit einer Geschicklichkeit behandelt, um die ihn viele große Operateure des Abendlandes beneiden würden. Alle Muskeln werden der Reihe nach betastet, ein nerviger Arm, der Gewandtheit und Stärke vereinigt, prüft das ganze Zellgewebe, folgt dem Laufe der Sehnen und giebt ihnen durch diese magnetische Operation ihre Elastizität wieder.

Gleich nachher kommt die Abwaschung. In einem großen Kupferbecken schäumt und jischt die Seife, von einem tüchtigen Pinsel aus Berg geschlagen; man gießt sie in Strömen über den Badenden, den sein Diener an eine der Fontainen gesetzt hat; sein Kopf, seine Brust, sein ganzer Körper verschwindet unter dem weißen Schaum, der ihn zu wiederholten Malen überströmt, bis ganze Fluthen von Wasser, das gleiche Temperatur mit der Atmosphäre hat, ihn von dieser Einhüllung befreien und die Operationen des Bades beendigen.

Jetzt bedeckt Du Dich mit warmen Servietten, in die Dein Haupt sorgfältig eingewickelt wird, und Dein Mentor, der Dich wohlgefällig ansieht, läßt Dich langsam nach dem Ruhedette hinwandern. Dieses Bett befindet sich im ersten Saale; es ist eine Art fliegender Dittomane, aus einigen Polstern bestehend, und mit einer eleganten Zudecke von orientalischem Dessin bedeckt. Sobald der Badegast darin liegt, erneuert man die warmen Servietten auf Haupt und Schultern, und es beginnt seine Ruhepause.

Ihr Leute von der großen Welt, die ihr von den Sorgen Eures Berufes, von der Geschäftigkeit des Ehrgeizes, von der sieberhaften Gährung der civilisirten Gesellschaft fortgerissen werdet in jenen Strudel, wo jeder Eindruck reinigend ist, saget mir, habt Ihr niemals alle die Wonne empfunden, die ein plötzlicher Niederschlag der starken Leidenschaften, die eine Seelentrübe erzeugt, welche auf freiem Felde mit einem Mal über uns kommt? Eure Seele, jenem Schlunde, der alle ihre Kräfte verschlang, jählings entrisßen, hat sie nicht unter einem reineren Himmel, in einer milderen Atmosphäre neues Leben gewonnen?

Ich weiß keinen anderen Vergleich, um Euch von jener tiefen Ruhe der Sinne einen Vorwurf zu geben, die sich des Menschen bemächtigt, wenn er so ausgestreckt auf dem Ruhedette liegt, nachdem er ganze Stunden in einer glühenden Hitze zugebracht, die alle Triebfedern der Organisation durchdringt und ihm auf einige Augenblicke einen Ueberfluß an Lebenskraft giebt. Jetzt gewinnt die orientalische Tschibuck (Pfeife) mit ihrem so lieblichen Taback, die kleine Tasse Arabischen Kaffees, das große Bardack voll gefrorener Limonade einen Zauber, der jene physische Glückseligkeit vollendet, von welcher diejenigen, die sie nicht gewossen, nur einen unvollkommenen Begriff haben.

Das Bad selbst aber führt uns zu Betrachtungen, die wir als geborene Europäer nicht unterdrücken können. In den durch die moderne Civilisation geregelten Gesellschaften trennt eine unübersteigliche Mauer die Gemüthe des Reichen von denen des Armen. Der Orient weiß nichts von dieser scharfen für die niederen Stände unseligen Gränzlinie. Hier sind den Letzteren viele Lebensfreuden zugänglich, nicht bloß, weil sie alle nur mäßiges Geld kosten, sondern auch, weil der Arme hier ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, man möchte fast sagen einer Art von Achtung ist, die im Abendlande nicht existirt. Der Reiche, weit entfernt, seine Gedanken von dem Armen abzulenken, unterläßt niemals, ihm einigen Antheil an den Vergnügungen zu gewähren, womit der Luxus sein glückliches Daseyn verschönert.

Das Bad giebt uns einen Beweis von jenem sozialen Wohlwollen, das in dem Dittomanischen Reiche so ausgezeichnet sich beurkundet. In jenen Bädern giebt es keinen unbefugten Tarif, dessen Bedingungen vor dem Eintritt erfüllt werden müssen. Alles wird erst beim Fortgehen berichtigt. Aber diese prachtvolle Ausstattung, diese großartigen Säle, dieser Ueberfluß an Allem, was zu den Ergötzlichkeiten einer vollkommenen Badeanstalt gehört, dieser Dienst-eifer einer Menge von Aufwärtern, dieses herrliche Ruhedette, Alles kostet nur so viel, als Jeder nach seinen Mitteln geben kann. Der Direktor der Anstalt sitzt gravitätisch auf seinem Divan, den eine erhöhte Estrade unterstützt; er überschaut seine Leute; er empfängt ohne Murren, ohne Bemerkungen und mit einem gewissen philosophischen Gleichmuth dasjenige, was jeder seiner Gäste, sey es mehr oder weniger, im Vorbeigehen auf ein viereckiges Tischchen legt, das sein Bureau bildet. Der Arme kann abtreten, ohne zu bezahlen; der Direktor weiß, daß, im Fall er den herkömmlichen Zoll nicht erlegt, Gott ihm die Mittel dazu versagt hat, und das Privilegium des Armen wird respektirt.

Ohne übrigens zu untersuchen, ob der großmüthige Tribut, den der Wohlhabende sich selbst auflegt, wenn er jene Anstalten besucht, nicht ungefähr der zehnte Theil desjenigen sey, der ihm in dem brillanten Europa auferlegt würde, um an einem solchen Orte ein paar Stunden zu verweilen, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß das Badegeld, welches die mittleren Klassen gewöhnlich bezahlen, schwerlich mehr ausmacht, als ein Almosen, das der Abendländer, wenn er wohlthätig, aber nicht sehr bemittelt ist, in die flehend ausgestreckte Hand eines Bettlers legt!

Zu allen Zeiten wurde das Bad von den Morgenländern als etwas zum Leben Nothwendiges betrachtet. Das alte Athen hatte nicht bloß öffentliche Bäder, denen das Volk in Schaaren zuströmte, und die, nach Theophrast, den Armen als Asyl gegen die Winterkälte

dienten; auch die Privatleute hatten Bäder in ihren Häusern. So gar auf ihren Schiffen führten die Athener den Gebrauch der Bäder ein. Noch vor weniger als fünfzig Jahren existirte fast keine öffentliche Anstalt dieser Art in Europa; man badete sich in England gar nicht (?), in Frankreich sehr wenig, und wenn diese Gewohnheit der Alten seit einigen Jahren in den genannten Ländern und in Deutschland Gnade gefunden hat, so ist sie doch noch nicht so allgemein verbreitet, daß man sie zu den vornehmsten Genüssen der civilisirten Nationen rechnen könnte. Außerdem ist die Europäische Art zu baden weder mit dem Genuße, noch mit den heilsamen Wirkungen orientalischer Bäder verbunden.

Nach dem Muster der letzteren hat man unlängst in Paris ein Dampfbad errichtet, welches Neothermes (Neu-Bäder) betitelt worden ist. Das orientalische Genre ist zwar nicht unnachahmlich, allein man darf zweifeln, ob es der Pariser Geschicklichkeit, so weit sie auch reichen mag, gelungen sey, alle Nuancen desselben zu erfassen. Ein solches Bad scheint seiner Natur nach Gravitär, innere Ruhe, Schweigsamkeit, vor Allem aber eine gegenseitige wohlwollende Rücksicht bei Leuten vorauszusetzen, die, auf einige Stunden ihrer gesellschaftlichen Umgebung beraubt und unter dem Gesetz der Gleichheit stehend, ihre Gebrechen offenbaren und das Leben an demselben Berne suchen. Könnte wohl die glänzende Pariser Welt, wenn auch nur auf wenige Stunden, ihr aufbrausendes Wesen, ihren factischen Geist ablegen? Denn nur der glänzenden Welt ist dieser neue Tempel geweiht, dessen Tage so viel beträgt, daß sein Portal für Jedem verschlossen bleibt, der nicht einen goldenen Schlüssel mitbringt.

Nein, diese Bäder können nicht denen des Orients gleichen; immer wird Etwas fehlen, das keine scharfe Definition erlaubt, das aber mit der Verschiedenheit der Sitten zusammenhängt, jene gänzliche Hingebung, jene weiche und wollüstige Gemüthsruhe, die ihren Honig über alle Gemüthe der Morgenländer ausgießt. „Diesenigen, die den Orient nicht gesehen haben“, sagt einer der neuesten Englischen Reisenden, „können sich durchaus keinen Begriff (?) von demselben machen. Den Europäer beherrschen und despotisiren seine Bergliederungssucht, seine Empfindelheit, sein Haschen nach erkünstelten Genüssen, die tausendfachen Bedürfnisse seiner Eitelkeit. Der Asiate allein versteht es, zu genießen, versteht es, zu leben. Diese Lebensweise werden die Völker des Occidentis wieder ergreifen müssen, um glücklich zu werden; das Uebermaß der Civilisation wird sie zur Wiege der Civilisation zurückführen. Die neueren Völker werden sich gezwungen sehen, jenen Naturgesetzen systematisch zu folgen, die der blinde Instinkt den Urvölkern angedeutet hat.“ So rief Anacharsis aus, als er, nach seiner Reise durch Griechenland, Skythien wieder betrat: „In meiner Jugend suchte ich das Glück bei den kultivirten Nationen; jetzt, im vorgerückten Alter, habe ich Ruhe gefunden im Schoße eines Volkes, das nur die Wohlthaten der Natur kennt.“

Mannigfaltiges.

— Schnelligkeit der Luftballons. Garnerin machte auf seiner Luftfahrt von Ranelagh nach Colchester (Juni 1802) in Einer Stunde achtzig Englische Meilen. Er hatte einen starken und stürmischen Wind, der jedoch nicht den Charakter eines Orkans annahm. Herr Green durchflog auf seiner ätherischen Reise von Leeds aus (September 1823) in 18 Minuten einen Raum von 43 Meilen, obgleich sein Ballon über 4000 Ellen hoch stieg. (L. P.)

— Entdeckung eines Raubmörders mit Hilfe der Phrenologie. Im Herbst 1830 sah eine große Gesellschaft an der table d'hôte des ersten Gasthofes in Valence. Darunter befand sich ein ausgezeichnete Arzt aus Lyon, der in der Schädellehre sehr bewandert war. Mehrere Personen stellten ihm über ihre geistigen und moralischen Eigenschaften Fragen, die er zu allgemeiner Bewunderung sehr richtig beantwortete. Nur Einer der Gäste klagte ihn geradezu des Charlatanismus an und bemerkte höhnlich, wie es wohl möglich wäre, daß die Gedanken eines Menschen auf seiner Hirnschale Beulen hervorbrächten? „Gerade Euretwegen“, versetzte der Arzt, der endlich seine Geduld verlor, „bin ich vom Gegentheil überzeugt; denn vermag die Phrenologie die Handschrift des Allmächtigen nur halbweges zu entziffern, so seyd Ihr einer der größten Schürken — ein Dieb und ein Mörder zugleich!“ Ein allgemeiner Schrei des Unwillens ertönte durch das Zimmer; der Fremde wollte den gelehrten Phrenologen zum Fenster hinausgeworfen wissen, als plötzlich der Wirth ins Zimmer trat und sagte: „Meine Herren, es thut mir leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß ein großer Verbrecher in Ihrer Gesellschaft ist. Die Polizei befindet sich vor der Thür; sie weiß aus sicherer Quelle, daß ein bei einem Silber-Diebstahl betheiligtes Individuum hier dinirt hat.“ Jedes Auge war auf den wüthenden Fremden gerichtet, und nach wenigen Minuten versicherte sich die Polizei seiner, da man das gestohlene Silber in seiner Baggage fand. Wie groß war aber das Staunen aller Anwesenden, als ein Gendarm in diesem Räuber den berühmten Robert St. Clair erkannte, den Spießgesellen des Daumas Dupin, der wegen Ermordung eines Gastwirths und seiner Frau hingerichtet worden war! St. Clair hatte sich, nach seiner Entweichung von den Galereen bei Rochefort, in Piemont, der Schweiz und Deutschland herumgetrieben und durch ein ausgebreitetes Gerücht, man habe ihn an der Türsischen Gränze ermordet gefunden, den Händen der Gerechtigkeit zu enttinnen gesucht. Nach mehrjähriger Einsperrung bekannte er sehr umständlich und starb unter der Guillotine. (Court Journal.)